DER ERZÄHLER

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Mittwoch, den 4. Mai 1932

Nummer 23

Himmelfahrt.

Skizze von Hermann Ler.

Am Himmelfahrtstag des Jahres 1930 hatten der Pilot Heinz Rudolph, sein Bordfunker und sein Mechaniker Dienst zur besonderen Verwendung. Sie saßen im Befehlsraum auf dem Berliner Flughof und warteten auf Anweisung zur außerplanmäßigen Fahrt. Seit sechs Uhr morgens waren sie zur Stelle. Noch aber hatte niemand eine Sonderfahrt beantragt. Sie hofften bis zum Dienstende — um zwei Uhr — davon verschont zu bleiben und dann den Nachmittag im Kreise ihrer Familien — alle waren verheiratet — verbringen zu können.

Der Bordfunker erzählte gerade von dem geplanten Nachmittagsausflug. Da läutete die Telephonglocke. Heinz Rudolph, der Pilot, nahm den Hörer an sein Ohr. Verärgert legte er ihn bald wieder auf die Gabel des Tischapparats: „Da will gerade noch eine Miß Isabelle Weaterfield aus New York nach Köln geflogen werden. Aus unseren Himmelfahrtsausflügen wird leider nichts."

Eine Viertelstunde später befand sich das Verkehrsflugzeug D 1937 auf dem Wege von Berlin nach Köln. Dem Piloten Heinz Rudolph, der sonst auf den Oststrecken der Luft-Hansa Verwertung fand, kam, während er so von dem Führerstand aus die sonnenbestrahlten Landschaften unter sich hinwegeilen sah, der Gedanke, auf einem kleinen Umwege sein Heimatdorf zu überfliegen. Er hatte infolge des guten Flugwetters die Durchschnittsfahrzeit bis jetzt schon um fast 20 Minuten abgekürzt; er würde also seinen Fahrgast nicht schädigen, wenn die Maschine etwas nach dem Süden abbog und die Heimat des Piloten, die Sieghöhen des Westerwalds, überflog.

Ein tiefes Heimverlangen ergriff Heinz Rudolph, je mehr er nach dem Westen flog. Seit fünf Jahren war er nicht mehr daheim gewesen; in jedem Briefe bat der Bruder, der als Bauer die väterliche Scholle betreute und die betagten Eltern pflegte, sie doch zu besuchen, die Mutter wäre sehr gealtert. Er befürchtete für sie das Allerschlimmste. Zu Pfingsten wollte Heinz Rudolph deshalb seine Eltern besuchen.

Jetzt schlug er die Südrichtung ein. Bald blitzte das schmale Silberband der Sieg auf. Wie friedlich leuchteten die weißen Giebel der Häuser, wie hell glänzten die Scheiben im Strahl der Sonne! Welcher Frieden lag da unten in der Heimat ausgebreitet! Zwischen den saftig grünen Kornfeldern, den hellen Weizenäckern, den braunen Kartoffelfeldern sah Heinz Rudolph Menschen schreiten, Bauern, die sich ihre Felder besahen. An den weißblumigen Hängen tummelten sich Kinder; in dem Weidengebüsch am Flusse schienen sie Flöten und Schalmeien zu schneiden.

Da tauchte auch der Kuckucksberg auf, jene Höhe, von der man die Gemarkung und das Heimatdorf ganz überschauen konnte. Wie oft hatte Heinz Rudolph da gestanden. Deutlich erinnerte er sich, wie er und seine Schulkameraden hier das Fliegen probierten: Im Frühjahr und Herbst, wenn der Sturmwind über die Höhen fegte, dann gingen sie auf diesen Berg, breiteten ihre Röcke aus, stellten sie seitwärts nach oben wie Flügel und warfen sich dem Sturm entgegen, der sich in dem Tuche verfing und sie einen Augenblick trug. Damals konnte er nicht ahnen, wie sich sein Wunsch, fliegen zu können, erfüllen sollte.

Der Pilot ging mit seiner Maschine tiefer; er war in die unmittelbare Nähe seines Heimatdorfes gekommen. Seine Augen suchten das Elternhaus. Da lag es: Der breitkronige Apfelbaum vor dem Hause erstrahlte in rosarotem Blütenkleide, die beiden hochästigen Birnbäume, die das Scheunendach fast verdeckten, blühten in schneeiger Weiße. Tauben hatte der Bruder auch noch; eben stob ein Schwarm in den Schlag.

Noch etwas tiefer flog Rudolph mit seiner Maschine. Deutlich sah er die Dorfgenossen in den Straßen. Sie gingen nach der Kirche, die in hellem Weiß ihrer Mauern von einer Anhöhe hinab über das Dorf zur Sieg schaute. Warum gingen die Leute jetzt in das Gotteshaus? Es war doch gerade ein Uhr vorüber, und der nächste Gottesdienst war erst nachmittags.

Heinz Rudolph drosselt den Motor einen Augenblick ab. Da hört er die Glocken der Kirche zu sich herauf klingen. Die Türen, die zum Kirchturmumgang führen, öffnen sich. Auf die offene Veranda des Turmes treten Männer mit Blasinstrumenten. Heinz Rudolph kennt die in seinem Dorfe historische Sitte des Totenausblasens. Ist jemand gestorben, so versammeln sich die Bläser auf dem Kirchturm, um die beiden Lieblingschoräle zum Abschied zu blasen.

Die Glocken verstummen. Die Bläser setzen ihre Instrumente an.

Wer mag gestorben sein? Eine trübe Ahnung überfällt Heinz Rudolph, ein dumpfer Schmerz ergreift sein Herz. Die Mutter? Scharf äugt der Pilot nach dem Elternhaus. Könnte er doch die Fenster besser sehen! Da — was ist das? Werden sie nicht geöffnet? Hängt man nicht weiße Tücher heraus? — Ja, so ist's. Der Wind bewegt sie. Da weiß Heinz Rudolph: Der Tod ist dort eingekehrt. Die alte Sitte, mit weißen Tüchern die Fenster des Hauses zu verhängen, in dem ein Toter liegt, bringt ihm die Gewißheit.

Die Mutter wird von der Erde geschieden sein. Lebend kann er sie nicht mehr sehen. Mit der Linken wischt Heinz Rudolph sich die Tränen aus den Augen. Die Rechte kurbelt die Maschine zu rasender Fahrt an.

Wenige Minuten später landet nach einer Rekordfahrt das Flugzeug D 1937 in Köln. Und dort erfährt er, daß die letzten Worte der sterbenden Mutter ihm gegolten haben: „Wird Heinz kommen?"

★

Der wiedererstandene Rubens

Die wunderbare Geschichte der „Himmelfahrt" erzählt von Rudolf Predeek.

Als Peter Paul der Große von dem Gerüst steigt, das mit Brettern und Balken vor seiner „Himmelfahrt" steht, da tut es ihm fast leid, daß er dieses Werk seiner schönsten Mannesjahre nach Brüssel abgeben soll. Denn das ist nun ein wahres Meisterwerk geworden, und — beim heiligen Lukas! — was für Aufhebens haben die Herren schon davon gemacht und artige Komplimente, als die Jungfrau noch nicht gar so leicht im Raume schwebte und als auch bei den Jüngern das rechte Staunen und die verwunderte Bewegung noch nicht die Spur zu sehen war! Die alte Frau da unten links, der er das Gesicht seiner Nachbarin Hille gab, an der hat er seinen besonderen Spaß, wie sie in das leere Grab neugiert und noch immer nicht verstehen will, daß darin nichts mehr ist als nur die weißen Tücher, in die sie doch selbst die heilige Frau gelegt! Jetzt wird der Name Rubens in Brüssel heller erklingen als der des von Joos de Momper, oder des Joost van Winghe oder gar des Cornelis de Vos, die den Deutschen aus Siegen im Kölnischen sowieso schon scheel genug ansahen. Und erst an die vierzig ist er jetzt. Da wird noch manche Holztafel und manches gute Stück Leinwand seinen Ruhm weiter tragen können, denn er fühlt sich kräftig und schaffensfroh wie nie.

Auf dem Hochaltar von Notre Dame in Brüssel wird die Himmelfahrt zum lebendigen Wunder. In inbrünstigem



Adrien van der Werff (1659—1722): „Christi Himmelfahrt"

Staunen kniet das Volk, in alle Lande geht die Mär von dieser mirakulösen Himmelfahrt. So erfährt's auch Johann Wilhelm, der sich kürzlich noch von Meister Grupello ein Reiterstandbild auf dem Markt seiner Residenzstadt Düsseldorf hat aufsetzen lassen. Für 400 gute Brabanter Taler geben die Brüsseler die „Himmelfahrt" ab, und im Triumphzug holen kurfürstliche Soldaten auf ihren Schultern das holzgemalte Wunder nach Düsseldorf. Fünf Jahrzehnte später tummeln sich Hispanier, Franzosen und Preußen im Lande. Städte brennen, Kunstwerke werden vernichtet. Der Kurfürst schickt seine ganze Bildergalerie nach Mannheim. Die Himmelfahrt steht schon auf dem Marktplatz neben Jan Wellems Standbild. Aber kein Mensch weiß Rat, wie man solch hölzernes Ungetüm fortschaffen kann. So bleibt es eben in der Stadt und bleibt auch ohne Schaden. Nicht schlimmer geht es anno 1794. Von Westen her flackern welsche Wirren ins deutsche Land. Französische Kanonen schießen das Residenzschloß in Schutt und Asche. Nur das kleine Galeriegebäude mit dem Rubens bleibt verschont. Und noch ein paar Jahre später, als die Preußen kommen, meint man, nun sei die letzte Stunde des Bildes gekommen. Aber unversehrt kehrt es aus der alten Lambertuskirche zurück und hängt von nun an in langer Ruhe. Dann greift die größte Gefahr nach dem nunmehr 250 Jahre alten Kunstwerk. Ein Jahr nach dem Franzosenkrieg steht an einem Morgen das ganze Schloß in hellen Flammen. Sparren brechen, Wände stürzen, turmhoch wüten rings die Flammen, schlagen von Dach zu Dach, und durch alle Fenster rast der rote Hahn. Zu Tausenden stehen die Menschen vor dem Grauen dieser Vernichtung. Da drinnen in der Glut hängt die Himmelfahrt, ihr Heiligtum. Wenn nicht der Himmel hilft, ist es verloren. Und der Himmel hilft wiederum. Das ganze Schloß ist niedergebrannt, schwarz und zerborsten stehen noch Turmmauer und Mittelwände. Nur der letzte hintere Saal ist unversehrt geblieben und in dem hängt die „Himmelfahrt", die man vor einigen Tagen, wer weiß aus welchem Grunde, dorthin geschafft hat.

Alter und unverständige Hände, bewegtes Schicksal, Kleister und Kitt, haben allmählich die alte Pracht des Bildes zernagt und zerfurcht. Dicker Spachtel klebt auf weiten Flächen. Der Engel rechts im Bilde, der die Gottesmutter so leicht und licht umschweben soll, ist unter Farbe und Firnis müde und schwerfällig geworden. Ein gelblich brauner Brei verklexte die gesamte Fläche, überall Spachtel, Kitt, Firnis, Geschmacklosigkeit und gutgläubige Dummheit. Die Kunstakademie in Düsseldorf sieht mit Schrecken die wachsende Gefahr. Nicht minder schlimm ist sie als der Brand vor 50 Jahren, aber empfindlicher noch, weil unter dem Mangel an Mitteln das Werk vor aller Augen langsam und sicher vergeht.

Da aber ersteht der besorgten Kunstakademie der Freund, dessen Name mit der Geschichte des Bildes in Zukunft verbunden bleibt. Der Direktor der staatlichen Schlösser, Ministerialrat Gall in Berlin, ein Kenner dieses Schatzes im Westen des Reiches, weiß von Gefahr und Not und gibt dem besten seiner Meister, dem Restaurator Wilhelm Uhlworm — klingt der Name nicht schon wie Verbindung mit alten Büchern und Bildern? — den Rubens zur Betreuung. Der hat den richtigen frommen Respekt vor dem Meister und vor dem Werk. Er sinnt und prüft, löst behutsam Firnis und Spachtel, entfernt Kitt und Uebermalung und legt mählich und mählich, in ganzjähriger Arbeit, Stückchen für Stückchen von der herrlichen Pracht des Bildes wieder offen.

Nun umspringt wieder das holde Engelsbubengesicht mit seinem lieben Gestammel die im Himmelslicht schwebende Hohe Frau. Segnende Mutterhände breiten sich wieder über die Bestürzung der Jünger und Frauen. In köstlicher Wichtigtuerei helfen die Engel wieder Wolkenzipfel tragen, und unten, in der alten Pracht der Rubensschen Farben, da ist unter den Menschen, die zurückblieben, alles Menschliche wieder wach geworden, Glauben und Hoffen, Niedergeschlagenheit und Bitte, Gefühl der Verlassenheit und Sehnsucht nach Rettung. Ist das nicht, als wenn er für heute und für unsere Not geschaffen hätte, Himmelfahrt aus dem Leid unserer Tage?

So wirkt das Bild in seiner alten Residenz von neuem seine Wunder und reißt alle, die kommen, mit sich zum Glauben an Dinge, die höher sind als Geld und Gut und stärker als Zwist und Kümmernis unserer Zeit.

Der Uebeltäter.

Novelle von K. H. Waggerl.

Hoch im Gebirge, an der Grenze des Waldes gegen das wilde Kar, liegt eine Hütte im Schutz der überhängenden Felsen, aus schräg gestellten Baumstämmen roh gezimmert und mit Reisig und ungegerbten Fellen ausgestopft. Der Wald dehnt sich unermeßlich weit über die Flanken des Berges hin aus, allerlei Raubzeug streift durch den verwachsenen Forst, Eulen und Eichkatzen nisten im düsteren Holz.

Dort lebt ein Schafhirt namens Adam, ein rätselhafter Mensch. Er weiß selbst nichts von seinem rechten Namen und von seiner Herkunft, wahrscheinlich ist er einmal in der Jugend mit den Holzknechten über das Gebirge gekommen; er besitzt noch eine Axt und ein Messer aus dieser Zeit. Aber später verlor er sich in den Wäldern und kehrte nicht mehr zu den Menschen zurück. Nur die Jäger treffen ihn zuweilen in unwegsamen Schneebrüchen, und im Sommer gewahren wohl auch die Sennleute irgendwo im Kar den blauen Rauch eines Feuers.

Im Sommer hütet Adam die Schafe der Bauern im Kar. Dafür schenken sie ihm geräuchertes Fleisch und Kartoffeln oder ein Stück Vieh, das in den Felsen gestürzt ist und verenden mußte. Im Winter hilft Adam den Holzknechten bei ihrer Arbeit und nimmt dafür eine Handvoll Speck oder eine Pfanne voll Mus. Aber oft genug glückt ihm auch das nicht mehr. Es gibt harte Winter, der Wald steht krachend im Frost, Stürme kommen aus dem Kar und dulden kein Feuer vor der Höhle des Hirten.

Adam erfriert nicht. Er ist am ganzen Leibe behaart wie ein Bär, und was er an Kleidern trägt, hat sich mit Pech und Schweiß zu einem undurchdringlichen Panzer verhärtet. Sein Bart ist ausgebleicht wie die grünlichen Flechten der Wetterbäume, und die Not der langen Winter hat seinen Rücken krummgebogen. Er mag vierzig Jahre alt sein, vielleicht auch achtzig, aber gelegentlich kann er noch immer ein jähriges Stierkalb stundenweit über die Almen tragen.

Den tiefen Winter verschläft Adam größtenteils.

Erst gegen das Frühjahr hin bedrängt ihn der Hunger heftiger. Dann verfolgt er ein Stück Wild auf dem leichtgefrorenen, brechenden Schnee, bis es mit wunden Läufen seinem Messer erliegt.

Die Bauern vergessen ihn während des Winters, sie staunen und bekreuzen sich, wenn sie ihn im Frühjahr wieder bei ihren Herden finden. Ja, Adam ist ein Riese an zäher Kraft, er ist wie der Berg selbst, unzerstörbar im Wirbel der Stürme.

Nur einmal wird Adam ernstlich krank, einige Fremde, die er im Sommer aus den Felsen führte, haben ihn angesteckt. Er liegt viele Tage lang verlassen unter dem erbarmungslosen Himmel des Gebirges, das Fieber rast in seinem Leibe, Regen und Wind fegen ohne Schonung über ihn weg.

Aber dann kommen die Schafe, sie suchen Salz in seinen Taschen. Er kann die Muttertiere über sich ziehen und ihre warme Milch trinken. So überwindet er den Tod und wird wieder gesund, aber seit dieser Zeit meidet er die Menschen noch mehr. Niemand dringt in seine einsame Welt, er weiß nichts von den Künsten der Menschen und nichts von allem, was sonst ihre Herzen bewegt.

Nun geschieht es aber, daß die Raubschützen eines Nachts im Herbst einen Jäger lahmschießen. Man fängt die Täter, allein sie können nicht überführt werden, und auf der Suche nach Zeugen erinnert man sich des Schafhirten Adam im Kar.

Ein Bursche aus dem Dorf bringt ihm den grauen Gerichtsbrief an sein Feuer. Adam kann nicht lesen, aber er empfängt den Boten gut und teilt seinen Käse mit ihm, während die Schafe das Papier aus seinen Händen rupfen. Vierzehn Tage später sucht der Wachtmeister nach ihm.

Adam liegt bei seinen Schafen auf der Weide. Der Beamte erklärt ihm mit scharfer Stimme, er, Adam, sei vor Gericht geladen worden und es sei ein sträfliches Vergehen, sich dieser Zeugenpflicht zu entziehen, so und so.

Adam hört eine Weile mit schläfriger Verwunderung zu, aber dann langweilt ihn dieser aufgeregte Mann. Er steht auf, schiebt ihn freundlich beiseite und geht weg. Der Wachtmeister ist ein junger Mensch, er läßt sich von der stummen Würde dieser Ablehnung verblüffen und kehrt unverrichteter Dinge in das Dorf zurück.

Aber wo bleibt nun Recht und Gesetz? Der Arm der Gerechtigkeit reicht auch bis ins wilde Kar. Es wird Befehl erteilt, diesen Adam mit Gewalt dem Richter vorzuführen.

Der Wachtmeister findet den Adam schlafend in seiner Höhle. Er kriecht hinein und sagt ihm strenge, er sei verhaftet, er müsse augenblicklich folgen, im Namen des Gesetzes. Aber auch das bleibt ohne Wirkung, und nun gerät der Wachtmeister auf den unglücklichen Einfall, den Mann mit dem Gewehrkolben aufzuwecken.

Adam erhebt sich augenblicklich. Wind und Wetter haben ihn zeitlebens mißhandelt, seine Haut ist von Wunden und Narben zerrissen, aber noch nie ist er geschlagen worden. Er gerät sogleich in rasende Wut, ohne zu zögern, geht er seinen Feind an. Der Wachtmeister, in der Dunkelheit und Enge gefährlich bedrängt, versucht rücklings ins Freie zu kommen. Aber während er sich bückt, erschlägt ihn Adam mit dem Beil.

Bis zum Morgen liegt der tote Mann vor Adams Höhle. Dann schleppt er ihn eine Strecke weit durch den Wald an eine Stelle, wo er sonst allerlei Unrat abzuwerfen pflegt, und dort vergräbt er ihn unter dem Reisig.

Die Hunde streifender Jäger finden den Leichnam, und am folgenden Tag ist das halbe Dorf auf der Hetze nach Adam, dem Mörder, unterwegs.

Sie stellen ihn auf der Höhe zwischen den Felsen, er wartet dort ruhig und flieht erst, als er seine Verfolger von allen Seiten drohend und schreiend auf sich zukommen sieht. Man schießt nach ihm, und Adam fängt an, sich mit Steinwürfen zu verteidigen. Aber die von rückwärts kommen, überwältigen ihn unversehens. Adam wehrt sich mit verzweifelter Wildheit. Man muß ihn, ein blutiges Bündel, auf einen Schlitten schnüren und ins Tal schleifen.

Dann kommt Adam vor den Richter. Die wenigen Wochen seiner Untersuchungshaft werden zu einer unmenschlichen Marter für ihn. Anfangs fährt er jedem Aufseher, der sich ihm nähern will, sofort an die Kehle, obgleich er durch Gram und Hunger schon viel an Kraft verloren hat.

Man macht ihn durch Schließketten wehrlos, und nun schlägt seine Wut in Angst um. Er zittert und weint, so oft ihm ein Mensch gegenübersteht.

Der Untersuchungsrichter gerät in Verlegenheit vor der furchtbaren Unschuld dieses Menschen. Adam gibt sofort und mit deutlicher Freude zu, daß er den Wachtmeister erschlagen habe, aber es ist unmöglich, ihm begreiflich zu machen, daß er nun dafür büßen soll. Sein einziger Einwand ist, daß man ihn geschlagen habe, immer und immer geschlagen. Er spricht wenig, in einem kaum verständlichen Dialekt, gewöhnlich schüttelt er nur den Kopf und atmet schwer.

Die Zeitungen bemächtigten sich des Falles. Am Tage der Verhandlung stehen sich die Meinungen hitzig gegenüber, und man beruhigt sich erst, als der Vorsitzende droht, den Saal räumen zu lassen.

Adam sieht sich einer ungeheuren Zahl lüsterner Augen ausgesetzt, er duckt sich mit zuckenden Schultern und schweigt.

Der Verteidiger hat leichtes Spiel, die Gelehrten haben seinen Schützling längst für unzurechnungsfähig erklärt.

Die Geschworenen sprechen Adam frei. Aber sein Schicksal erfüllte sich dennoch. Die Aengste so vieler Wochen haben sein Hirn völlig verwirrt, das Geschrei der Leute im Saal macht ihn scheu, vielleicht begreift er auch gar nicht, was ihm der Vorsitzende mitteilt.

Ein Wachsoldat löst seine Handschellen und versucht ihn aufzurichten. Da greift ihn Adam blitzschnell und gewalttätig an. Es entsteht ein wildes Handgemenge, der Irrsinn seiner Angst verleiht ihm furchtbare Kraft. Er hat schon einige seiner Gegner gefährlich verletzt, ehe ihn ein Polizist vielleicht aus Versehen, mit dem Säbel ersticht.

★

Die Wunderpflanze.

Skizze von Herbert Schmitt-Carlén.

In einem engen, krummen Gäßchen der Altstadt hauste der alte Kramer. Rings um ihn in einem dunklen, mit steinernen Fliesen ausgelegten ladenartigen Raum standen allerlei seltsame Dinge, Altertümer, aus fernen Ländern stammende Geräte, Kunstwerke und Bilder, mit denen der Alte einen bescheidenen Handel trieb, daneben auf Fächern zahlreiche Fläschchen mit allerlei geheimnisvollen Tränken und Tinkturen, die er an Kranke und sich krank Fühlende gegen geringes Entgelt abgab. Kramers umfassende Kenntnis heilkräftiger Pflanzen, aus deren Saft er den Inhalt der Fläschchen selbst herstellte, bürgte dafür, daß aus diesem eigentlich unerlaubten Handel kein Unheil entstand.

Wie so oft saß der Alte über ein dickes Buch gebeugt. Er las in dem vom Vater ererbten, nach dessen Angabe von einem Mönch im Mittelalter geschriebenen Wälzer, der Beschreibungen zahlreicher, auch ausländischer Heilkräuter und -pflanzen enthielt. Dann schob er die Brille in die Höhe und dachte nach. Wenn er doch die alte Wunderpflanze hätte, die vor langen Jahren in China wuchs, dann aber verloren gegangen war! Heute kannte sie dort niemand mehr, nicht einmal ihren Namen: nur das alte Buch beschrieb ihre spitzen feinen Blätter, die Dolden weißer Blüten und die runden, einer Koralle gleichenden Samenkörner. Aus dem Saft sollte man einen Wundertrank bereiten können, der viele Gebrechen heilte.

Soweit war Kramer in seinem Sinnen gekommen, als es klopfte. Auf sein „Herein!" trat ein Mann ein, der in den letzten Wochen mehrfach bei ihm vorgesprochen hatte, da er es auf eine kleine chinesische Holzschnitzerei abgesehen hatte, die der Althändler vor einigen Monaten erworben. Nur über den Preis war man sich noch nicht einig geworden.

„Nun, Kramer, wie ist's?" fragte der Besucher nach der üblichen Begrüßung. „Wollen Sie mir das Stück für 30 Mark lassen?"

„Sie wissen, das ich das nicht kann, Herr Bergmann", entgegnete Kramer. Damit erhob er sich und holte aus einem Fach die Figur eines alten gekrümmten Bettlers, wundervolle orientalische Holzschneidekunst. Sie war aus einem Stück rotbraunen Holzes geschnitzt, nur die Zähne bildeten kleine Stückchen Elfenbein, und an Stelle der Augen trug sie zwei rote korallenförmige Kügelchen. „Fünfzig Mark, das ist mein äußerster Preis, wie Sie wissen."

„Nun, vielleicht überlegen Sie sich die Sache doch noch einmal. 30 Mark sind heute ein schönes Stück Geld, Kramer. Ich sehe in acht Tagen noch einmal herein; das ist dann aber das letzte Mal. Hoffentlich kommen Sie bis dahin zur Vernunft."

Der Besucher war gegangen. Nachdenklich betrachtete Kramer das alte Stück, ehe er es wieder auf seinen Platz stellte. Sollte er das Gebot Bergmanns annehmen? Er wußte, die Schnitzerei war selbst mit 50 Mark noch billig, aber andererseits konnte er das Geld so gut gebrauchen. Früher suchte er sich die Pflanzen und Kräuter für seine Tränke noch

selbst, aber jetzt wollten die alten Knochen nicht mehr, und er mußte alles Nötige für teures Geld kaufen. Ja, wenn er die chinesische Wunderpflanze hätte, von der er vorhin wieder gelesen! Dann wäre er schnell aus aller Not. Aber so würde er mit den 30 Mark von Bergmann wohl zufrieden sein müssen.

Der Althändler warf noch einen letzten Blick auf den hölzernen Bettler in seiner Hand, die plötzlich heftig zu zittern begann. Der Alte traute seinen Augen nicht: Eins der roten Augen der Figur fehlte, es mußte vorhin unbeachtet aus seiner Fassung herausgefallen sein. Schnell stellte er die Figur fort und begann fieberhaft zu suchen; aber vergeblich, von dem roten Kügelchen fand sich nicht die geringste Spur. „Nun wird Bergmann nicht einmal bei seinem Gebot bleiben", dachte der Alte traurig, als er endlich feststellen mußte, daß seine Bemühungen ohne Erfolg bleiben würden. —

Mehrere Tage vergingen, keiner, ohne daß Kramer nicht an das verloren gegangene Auge des hölzernen Bettlers gedacht hätte. Niedergeschlagen stand er eines Morgens wieder in seinem Laden und ließ die Blicke über den steinernen Fußboden schweifen, als ob er immer noch hoffte, das rote Kügelchen irgendwo zu entdecken. Plötzlich bückte er sich. Aus dem Spalt einer geborstenen Steinplatte ragte etwas Grünes heraus: zwei feine spitze Blättchen einer zarten Pflanze. Genau so sollten ja nach der Beschreibung in dem alten Buch die Blätter der chinesischen Wunderpflanze aussehen. Mit klopfendem Herzen löste der Alte das Pflänzchen aus der Spalte; er traute seinen Augen nicht, als er an der zarten Wurzel eine kleine rosafarbene Kugel bemerkte. Rasch griff er nach der chinesischen Schnitzerei: das noch verbliebene Auge war genau ein solches Samenkorn wie jenes, aus dem in dem feuchten Boden unter und zwischen den Steinplatten die kleine Pflanze entkeimt war! Es gab keinen Zweifel mehr, der alte Mann hatte durch einen Zufall die seit Jahrtausenden verschollene Wunderpflanze wiedergefunden. Vorsichtig löste er auch das zweite Auge aus der Schnitzerei, setzte es in einen Topf mit Erde, und nach wenigen Tagen entsproß auch hier eine Pflanze mit den gleichen spitzen Blättern. —

In einer der prächtigsten Villen des vornehmen Wohnviertels lebt der alte Kramer. Täglich strömen Kranke und Gebrechliche zu ihm; allen überläßt er für geringes Entgelt ein Fläschchen mit dem heilkräftigen Abguß der chinesischen Wunderpflanze, die so lange in Vergessenheit geraten war, daß sie nicht einmal mehr einen Namen hatte. Und auf dem Schreibtisch des Wunderdoktors steht eine kleine Schnitzerei aus rotbraunem Holz, die gekrümmte Gestalt eines alten Bettlers. Eigenartigerweise fehlen der sonst gut erhaltenen Figur beide Augen.

★

Dem Siml fehlt was.

Skizze von Wilhelmine Baltinester.

Der Siml, gut fünfzig Jahre alt, geht ein bissel verspscht herum. Im Wirtshaus, im dunklen Eck, wo sie oft ihren Rötel miteinander trinken, stellt ihn sein alter Freund, der Anderl.

„Woas is denn mit Dir? Bischt krank?"

„Naa."

„A G'friß machst aba ganz danach."

„I woas selber nit, woas mir fehlt. Eppes fehlt mir..."

„Heirat'n sollst!"

„Bist narrisch?" tut der Siml empört.

„I nit! Aba Du, weil Du bis fufzig ledig umanand laufst! I bin grad so alt wiar Du und scho lang Großvata." Der Anderl schlägt sich in die Brust, als sei sogar der Enkelsohn sein unmittelbares Verdienst.

„No halt ja..." Der Siml sinniert, ist betrübt. „I woan halt, i bin z' alt zum Heirat'n."

Der Anderl schiebt die Pfeife von einem Mundwinkel in den anderen. „Z' alt, sagst? Sind gnua Weiberleut im richtig'n Alter da, die Di mög'n."

Der Siml schweigt erst. „Schiach dürfst nit sein!" meint er nach einer Weile.

„A woher denn schiach? Wer wird akkrat a ganz Schiache nehma!"

„Und g'sund muaß sie aa sein."

„Woll, woll!"

„Und zwoanzig Joahr alt."

„Woas...?" Der Anderl nimmt die Pfeife jäh aus dem Mund.

„Mir scheint, Du hoast narrische Schwämm' g'freß'n", erbost sich der Anderl. „Fufzig bist, und sie soll zwoanzig sein? Da hör' amal aner den da an!"

„A ältere mag' i nit", beharrt der Siml.

„Hast an damischen Rausch. Geh schlaf'n!" rät der Anderl verbissen, steckt die Pfeife wieder zwischen die gelbschwarzen Zähne, hat eine Wut. Er ist fünfzig, wie der da, und hat ein Weib zu Hause, rechtschaffen ist sie, grauhaarig, so lang wie breit, eine alte Frau halt. Und der da möcht' so einen ganz jungen reschen Apfel haben! Ja, wofür denn eigentlich? Weil er bissel Geld hat? Das hat so mancher junge auch. So ein alter Malefizer! Der Anderl spuckt Tabak aus. Der Siml sitzt und sinniert weiter in die zerschabte Tischplatte hinein.

„Z'letzt heirat'st do no a ältere". nimmt der Anderl das Gespräch wieder auf.

„Nimma."

„Du mir Deine Zahnluck'n!"

„Dö sieht ma nur, wenn i red'."

„Dös müsset a saublöde Goas sein, die Di nimmt, wann sie zwoanzig is."

„Je nachdem", sagt geheimnisvoll der Siml.

„Mir scheint, du hast scho ane in Aussicht, ha?" lauert der Anderl, dem nichts Gutes ahnt.

Der Siml macht ein halb verlegenes, halb verschlossenes Gesicht.

„Tepp, alter!" Der Anderl haut mit der Faust auf den Tisch. „D' Höll' wirst Dir ins Haus nehma mit aner Jungen. Betrüg'n wird's Di von hint' und von vorn. Ka Ruah wirst hab'n. Hörner wird's Dir aufsetz'n und 's Geld aus der Lad nehma."

„No, no!" wendet ungläubig lächelnd der Siml ein.

Der Anderl, von so viel Verstocktheit erbost, springt auf. „Dös sag i Dir, i woar Dei bester Freind mei Lebtag. Nia hab'n wir aan Streit g'habt. Aba jetzt wer ma streit'n. Ja, jetzt wer mer streit'n, sag' i Dir. I laß dös nit zua."

Der Siml lächelt etwas abwesend und etwas verlegen. Er hat wirklich einige Zahnlücken, noch dazu gerade vorn; jetzt beim Lächeln kann man sie sehen.

Der Anderl suchtelt noch ein paarmal herum, dann setzt er sich nieder. „Hör zua amal! Für Di g'hört a g'setztes Weibsbild, so um die Fünfundvierzig herum."

Der Siml beutelt sich. Unbeirrt, streng spricht der Anderl weiter: „A bissel a Geld soll's ham, Aussteuer, versteht sich; uneben darf's aa nit grad sein. Aba zwoanzig Joahr darf's nit ham. Dös is z' jung für so aan alt'n Patzer, wiar Du aner bist. Dös tuat koan guat nit!" Und nach einer Weile sagt er langsam: „I wüaßt Dir ane!"

Der Siml hebt den vergrübelten Blick, schaut den Anderl fragend an.

„So um fünfundvierzig herum, anständig, sauber. Wann man's im Sonntagsmieder so von hint' sieht, schaut's akkrat wiar zwoanzig aus. A Frau für Di!"

„Wer is nacher die?" erkundigt sich der Siml vorsichtig.

„D' Schwesta von mein' Weib. A Wittib. Der Moan is vor anderthalb Joahr g'storb'n. Unt'n im Tal hat's an Hof. Man biet' ihr vüll für'n Hof. Wann's heirat' und da heraufzieht, verkauft's den Hof und bringt aan Hauf'n Geld mit."

„Fünfundvierzig Joahr?"

„Woll. Aba von hint'..."

„Naa!" sagte der Siml entschieden.

Der Anderl steht auf. „Pfüat Gott!" brummt er kurz angebunden und stelzt zur Wirtshaustür hinaus.

„Pfüat Gott! Af an andres Moal!" ruft ihm der Siml nach.

Der Anderl hat eine Mordswut. Die Schwägerin hat er anbringen wollen; sie versprach ihm einen Batzen Geld, wenn er ihr einen anständigen wohlhabenden Mann verschafft. Und außerdem hat er den Siml vor dem sicheren Unglück einer ganz unpassenden Ehe behüten wollen. Der Siml bockt, schön. Mag er also bocken! Ausbaden wird er's ja selber müssen.

Ein paar Tage später reden die Leute davon, daß der Siml sich mit seiner Jungmagd Kathel, die rund zwanzig Jahre alt ist, aufbieten lassen will. Der Anderl schaut ihn mit keinem Blick mehr an. „Tot is er für mi!" erklärt er seinem Weib.

Zehn Tage vergehen. Noch ist die Sache Gerücht, aufgeboten hat man die zwei nicht. Da hört man, daß auf dem Hof des Siml ein Riesenkrach war; die Jungmagd sei hinausgeflogen, und ein junger Knecht ihr nach.

Der Anderl schlägt sich befriedigt auf den Bauch. „Jetzt hat er's!" Er geht nicht zum Siml, obwohl seine Frau ihn fortwährend drängt und stupst, er solle hinübergehen und ihn trösten.

„Naa!" sagt der Anderl energisch und fährt mit der flachen Hand scharf von rechts nach links über die Tischplatte. „Für mi is er trotzdem tot."

Ein paar Monate vergehen. Den Siml sieht man nur wenig im Dorf. Wenn er in ein Wirtshaus will, steigt er die drei Stunden bergab ins nächste Dorf. Aber eines Sonntags, der Anderl sitzt in der Stube, tut sich die Tür auf, und der Siml steht da. „Grüaß Gott!" sagt er.

„Grüaß Gott!" Der Anderl schiebt ihm einen Stuhl hin.

Sie stopfen bedächtig und aufmerksam ihre Pfeifen, ziehen, schmauchen.

„A schöner Tag!" sagt der Siml.

„Woll."

Dann schweigen sie beide. Bis der Siml den Kopf hebt und fragt: „Is sie no frei, Dei Schwägerin?"

Der Anderl beißt ins Pfeifenmundstück, um seine Vergnügtheit zu verbergen. „I denk', sie is frei", erwidert er mit gleichmütigem Gesicht.

„No, dann mach's!" sagt der Siml.

Keiner von beiden redet ein Wort über das, was sich unterdessen auf dem Hof des Siml ereignete. Das Weib des Anderl kommt herein, wundert sich groß, daß der Siml da ist, spricht viel, fragt, kann es nicht über sich bringen, den Fall totzuschweigen.

„Koch an Kaffee!" fährt ihr der Mann unwirsch in die Rede.

Sie gluckst noch ein paar Worte, dann watschelt sie hinaus. Die beiden Männer sitzen am Tisch, still, sinnieren. Die Pfeifen wölken. Mit einem Male sagt der Anderl aus Herzensgrunde: „A alter Ochs bist g'wen!"

Mit tiefster Ueberzeugung nickt der Siml.

★

Mahnung

Horch nur hinein in den jungen Tag,
Wenn rauh die Winde wehen,
Weil Amsel, Drossel, Finkenschlag
Dir künden Auferstehen!

Die Natur erwacht, du merkst es kaum,
Gehst pflichterfüllend deinen Pfad
Achtlos vorbei an Strauch und Baum,
Siehst nicht des Frühlings erste Tat.

Wenn mild die Sonne dich umlacht
Und alles in Blüte steht,
Dann ist vorbei des Winters Macht
Und froh dein Herze schlägt.

Hans Koslowsky.

Die Narbe / Skizze von Wolfgang Federau

Wer war Helga Schmoll? Ach, nichts weiter als eine kleine, einfache Stenotypistin, eine von Hunderten, von Tausenden in dieser großen, großen Stadt, die gleich ihr durch fleißige acht- oder gar neunstündige Arbeit sich ihr tägliches Brot verdienten.

Sie fuhr am frühen Morgen mit der Untergrund zu ihrem Büro in der Neuen Wilhelmstraße, sie hatte ihre knappe Stunde Mittagspause, während der sie in der Kantine des Betriebes das Essen hastig hinunterschlang, und bis zum Abend saß sie dann wieder vor ihrer Maschine, vor ihrem Stenogrammblock. Sie grollte ihrem Schicksal nicht. Hatte es ihr doch das Schlimmste, die Angst um den morgigen Tag, bislang erspart.

Helga Schmoll fuhr deshalb, wenn sie Schluß machen durfte, ein bißchen abgespannt, aber keineswegs verzweifelt zurück — zum Westen, wo sie ihr einfaches Zimmerchen hatte, in einer der großen ungepflegten Mietskasernen, wo der Putz in großen Stücken von der zerbröckelnden Fassade fällt, wo man auf schäbige Hinterhäuser und in lichtlose Höfe sieht. Dort, wo dieses Stadtviertel am elendesten und trostlosesten sich darbietet, da wohnte die kleine Helga. Als Untermieterin bei der schwammig-dicken Witwe eines Rechtskonsulenten. Da hauste die Stenotypistin in einem etwas trübseligen Zimmerchen, da ruhte sie aus von ihrem schweren Dienst, da verbrachte sie die zwei, drei Stunden zwischen der Heimkehr und dem abendlichen Ausgang, der ihr neue Kraft und Antrieb für den kommenden Tag geben sollte.

Ja, natürlich ging sie aus nach ihrem nicht gerade sehr schlemmerhaften Abendbrot. Denn schließlich war sie zwanzig Jahre alt und wollte noch etwas vom Leben haben. Sie hatte ein paar Freunde, gute Kameraden, die sich ein Vergnügen daraus machten, ihre Gesellschaft genießen zu dürfen. Da war Gerecke — der ein Paddelboot besaß, das draußen im Bootshause lag. Mit dem machte sie im Sommer fast jeden Sonntag weite Fahrten, und das war wundervoll. Und dann Pietsch. Der besaß kein Paddelboot; er hatte merkwürdigerweise überhaupt nicht viel für Sport übrig, obgleich er so groß und stark war. Aber er bekleidete so etwas wie eine Vertrauensstellung in einer Bank. Jedenfalls war er sicher der Wohlhabendste unter Helgas Bekannten und ein feiner Gesellschafter für den Winter. Er brauchte nichts abzugeben, er brauchte nicht zu sparen — da konnte er es sich wohl leisten, sie ins Kaffeehaus zu führen oder ins Kino und ins Theater.

Helga flirtete mit ihm, und sie flirtete mit Gerecke und war nett zu all den andern guten Freunden und Bekannten. Die wollten nach dem nüchternen Ernst des Tages ein heiteres Gesichtchen neben sich sehen. Helga verstand das gut. Also eigentlich war dies Leben doch ganz schön. Und wenn das Jahr auch mehr als dreihundert Abende hatte und nicht an jedem Abend jemand auf sie wartete — nun, zuweilen war es auch ganz schön, einmal zu Hause zu bleiben, in einem Buch zu schmökern oder auch nur die Garderobe durchzusehen.

Ja, so lebte sie dahin, die kleine Helga Schmoll. Und wenn sie nicht nötig gehabt hatte, sich in der steinernen Wüste der Millionenstadt ganz verloren und verlassen zu fühlen, so lag es wohl daran, daß sie ein hübsches, ein wirklich ganz hübsches Mädchen war, mit dem sich junge Leute gut und gern überall sehen lassen konnten. Eine lustige Partnerin bei Ausflügen und derlei Zerstreuungen.

Aber manchmal doch, besonders am Montag morgen, nach dem Aufwachen, wenn sie noch so ein bißchen vor sich hindruselte, wenn sie so an alles dachte und sich vorstellte: „Dies wird nun ewig so weitergehen" — ja, dann packte Helga gelegentlich ein leises Grauen. „Einmal", dachte sie, „werde ich alt sein und müde und häßlich. Und keiner wird sich dann um mich kümmern, ich muß froh sein, wenn ich dann nur noch meine Stellung habe und nicht zu hungern und zu darben brauche." Solche Ueberlegungen konnten sie ganz klein und verzagt machen. „Es müßte schön sein, einen Mann zu haben, einen Mann, den man liebt, ein Kind, das man liebt", dachte Helga dann und träumte am hell-lichten Tage von einer ganz anders gearteten Zukunft.

Aber da war keiner, der sie heiraten wollte. Gerecke nicht, natürlich nicht, dieser Luftikus und Springinsfeld. Aber auch Pietsch nicht und keiner von den anderen. Sie hatten Helga wohl gern, gewiß. Aber doch offenbar nicht gern genug, um sie zu heiraten. „Bin ich denn nicht hübsch?" grollte Helga, wenn sie darüber nachdachte. „Warum liebt mich denn niemand wirklich — liebt mich so, daß er ohne mich nicht leben könnte?"

Das war eine Wendung, die sie aus irgend einem kitschigen Film nach Hause gebracht hatte. Aber sie war doch klug genug, um sich zu sagen, daß heute Hübschsein und selbst Gescheitheit allein nicht genügen.

Dann aber geschah es, daß Helga einmal krank wurde. Es fing ganz harmlos an, mit einem Ausschlag am Halse und der linken Wange. Aber dann wurde es schlimmer, es bildeten sich heftig schmerzende, ja eitrige Stellen, und schließlich schickte man sie ins Krankenhaus. Der Arzt murmelte irgend einen unverständlichen lateinischen Namen. „Man wird operieren müssen", sagte er endlich. — „Tut es sehr weh?" fragte Helga verschüchtert und ängstlich. — „Ach wo!" wehrte der Arzt lächelnd ab. „Wir machen das natürlich in der Narkose. Ihr Herzchen ist ja vorbildlich gesund." Da nickte Helga.

Sie hatte nur an die Schmerzen gedacht, anfangs. Aber da sie nach zwei oder drei Wochen aus den dicken Mull- und Gazeverbänden erlöst wurde, da sie nach einem Spiegel verlangte, um ihr Gesicht zu studieren, da schrie sie auf vor Entsetzen. Eine breite rote Narbe zog sich von der Wange her zum Kehlkopf herab. „Es ging nicht anders", tröstete die Schwester sie. „Eine sehr ernsthafte Entzündung der Lymphdrüsengefäße — man mußte alles herausschneiden." Aber was war das schon für ein Trost? Helga weinte, und noch manche spätere Nacht wurde ihr Kissen naß von Tränen.

Als man sie entließ, schämte sich Helga fast, auf die Straße zu gehen. In ihrem Büro erregte sie allgemeines Mitleid. Gerecke brannte darauf, sie wiederzusehen. Und er war anständig genug, seinen Schreck zu verbergen. Aber immerhin hatte er plötzlich so viele Abhaltungen, daß es gar nicht zu einer Paddelbootfahrt kommen wollte. Pietsch ließ sich überhaupt nicht sehen — ja, es kam soweit, daß Helga jetzt oft genug nicht wußte, wie sie sich ihre abendliche Freizeit vertreiben sollte.

Einer doch tauchte auf, der sich bislang nicht viel um sie gekümmert hatte: ihr Abteilungsleiter, ein ruhiger, ernster Mensch, schon jenseits der Dreißig. Er hatte sie bei ihrer Rückkehr mit warmen, wohltuenden Worten begrüßt. Jetzt, da Alleinsein sie drohend umfing, fragte er dann und wann, ob sie ihm einen Abend schenken wollte. Helga sagte nicht nein. Sie hatte anfänglich ein wenig Scheu. Weil er um so viel älter, weil er ihr Vorgesetzter war. Aber die nette Art, wie er um ihr Vertrauen warb, rührte und bezauberte sie. Sie war glücklich an seiner Seite — in anderer, vertiefterer Art glücklich als ehedem mit den früheren Kameraden.

Sie heirateten im Herbst. Sie heirateten und reisten nach dem Harz, um in einem Dörfchen zwischen Hügeln und Wäldern und Wiesen die ersten Wochen ganz mit sich allein zu sein.

An einem der ersten Abende, da sie Hand in Hand auf dem Balkon ihrer kleinen Wohnung saßen und dem aufgehenden Mond entgegen sahen, an diesem Abend stellte Helga die ewige, törichte Frage aller glücklichen, aller jungvermählten Frauen: „Warum liebst Du mich?" fragte sie.

„Weil — weil ich Dich liebe", sagte der Mann sehr ernst, und es war die Antwort, die alle Männer in solcher Lage geben.

„Und was liebst Du am meisten an mir?" wollte Helga wissen.

„Dein gutes Wesen und — die Narbe in Deinem Gesicht", lächelte der Mann und küßte behutsam das rote Mal.

Der ewige Doktor.

Skizze von Richard Euringer.

Er war ein alter praktischer Arzt. Die Krempe seines Hutes, abgegriffen von lauter Grüßen, schlappte ihm leicht in die Stirn, und wenn es regnete, trug er riesige Galoschen.

„Dott, Herr Dotter!" sagten die Arbeiterkinder, wenn er in den Gäßchen der Altstadt umeinander dokterte. Manchmal im ewigen Auf und Ab von Stockwerk zu Stockwerk streckte sein Herz. Dann mußte er sich ans Geländer lehnen oder auf die Stiege setzen, den Mantel losknöpfen, den Hut abnehmen, sein geblümtes Schnupftuch ziehen und so lange die Augen schließen, bis es halbwegs wieder lief.

Dann hatschte er weiter, zur Mutter Modes, wo er seit dreißig Jahren arztete, zum Mathies in der Lobervorstadt, zum Franziskanerguardian, den er um Gottes Lohn behandelte.

Die jungen Kollegen knatterten auf Motorrädern vorüber. (Die Geheimen Hofräte sah man in den Vierteln nicht.) Er blieb der ewige Droschkengaul.

Es gab keine Hausnummer, die er nicht kannte — besser als der Briefbote —, kein Hinterhaus und keinen Stadel, wo nicht eins seiner Sorgenkinder an Krämpfen litt, auf der Lunge schwach war oder vor Aermlichkeit verkam.

Die Packträger grüßten ihn kollegial, die Trambahnkutscher langten vertraulich an die Mütze, als seien sie mit ihm auf „Du und Du". Dann zog er den Schlapphut.

So ging sein Trab.

Zu Hause amtete die Frau, nahm Anrufe ab und schloß die Tür auf, wenn die Patienten zur Sprechstunde kamen, kochte Instrumente aus, Pinzetten und Scherchen, leerte den Eimer, wusch die Binden, säuberte Reagenzgläschen, staubte im Wartezimmer ab. Sie notierte die Hausnummern, suchte aus siebenhundert Maiern den richtigen Xaver Maier heraus, bis sie abends hundemüde neben ihrem müden Mann in das eheliche Bett sank.

Seit sein Herz Geschichten machte, wurde aus dem Schlaf nicht viel. Dann lag er ruhig, sie nicht zu stören.

Manchmal freilich mußte er ächzen, die Luft aus gepreßten Lungen stoßen, sich aufrichten und am Bettrand halten. Dann tat es ihm leid, daß er sie weckte. Aber sie sagte, es mache nichts.

Ueber eine Weile fragte er dann — weil ihm das einfiel —, ob es wirklich nicht pressiere bei der Obermeisterin...

Aber es pressierte nicht. „Gelegentlich", habe das Mädchen gesagt, „wenn der Herr Doktor so vorbeikommt..."

Dann schlief er meistens nicht mehr ein, sondern änderte im Kopf den Laufplan seiner Straßenordnung; so daß er am Spittelmarkt beginne, wo die Frau des Meisters wohnt.

In einer solchen Nacht — sie waren eben eingeschlafen — drückte jemand auf die Klingel. Es konnte einer der Lauser sein, die nachts durch die Stadt flanieren und sich das Vergnügen leisten, friedlich schlummernde Menschen aus dem Schlaf zu reißen.

Mit zum Doktern aber gehörte, daß die Frau Doktor aus dem Bett kroch, ein Tuch um den Hals zog, das Doppelfenster aufmachte und hinunterrief: „Ist da jemand?"

„...Ich, Frau Doktor!"

Da wußten sie schon, wieviel es geschlagen.

„Wer sind Sie denn?" rief sie hinunter.

„Bohninger."

„Bohninger", meldete sie zurück, während der Doktor — mit bloßen Füßen — schon auf dem Bettrand hockte, etwas schwindlig noch und matt.

Es stimmte. Bohninger Therese. „Ja, ich komme", sagte er. „Ich komme gleich." Sie solle warten.

Es war die Nacht, in der der Doktor zur Bohninger Therese ging. Sie litt an Gallensteinen. Er nahm die Morphiumspritze mit und ein winzig Fläschchen Kognak, für den Fall, daß sein Herz Geschichten mache („Betriebsstoff...", sagt der Obermeister, der selbst sich gern mal einen aufgoß, dann freilich in etwas größeren Dosen).

So ging er zur Bohninger Therese.

„Herr Doktor", jammerte die Frau, „daß ich Sie auch noch heraussprengen muß!" Aber sie könnt's nicht mehr aushalten. „Herr Doktor, Herr Doktor!"

„Nur schön still!" sagte der Doktor. Er sagte noch mehr. Er sagte, ja, das seien Schmerzen. Wir wollen versuchen, sie weg zu schlafen. Ja?

Er tränkte das Wattebäuschchen, wischte die magere gelbliche Haut und juckte ihr die Nadel ins Fleisch. Dann setzte er sich ihr ans Bett und hielt ihre Hand, die hageren Finger, bis aus dem Klagen ein Lallen ward und aus dem Lallen ein lindes Stöhnen. Und aus dem Stöhnen Dankbarkeit, Friede, Ruhe, Schlummer, Schlaf...

Dem alten Doktor wurde ganz leicht, wie er so fühlte, daß sie ruhig ward, wie das Gift die Schmerzen auffog und den Wehdam übermochte.

So wollte er aufstehen und gehen. Aber etwas hielt ihn fest. Nicht der Griff der Schläferin, nicht der wackelige Strohstuhl. Eher schon der tiefe Friede ihrer dünnen Atemzüge. Oder... eine kleine Ohnmacht. Oder... (der Kollege Tod).

Der ewige Doktor lächelte. (Wer kommt da zum Konsilium?) Er wollte versuchen, sich zu erheben, den großen Magus zu begrüßen. Aber da sank sein Arm herab. —

Die Arbeiter wanderten zur Fabrik, als der schwarze Totenwagen den ewigen Doktor langsam heimzog über den Fesserberg herauf. Sie lüpften die Mützen, grüßten den Tod. Sie wußten nicht, wen sie grüßten, die grauen Scharen im Morgengrau.

Aus den Schornsteinen ringelte Rauch, die Fabriksirenen heulten, als der ewige Doktor zweispännig die Parade abnahm, nobel, wie er's nie gehabt. Zehntausend seiner alten Garde grüßten den stillen, schlafenden Mann und wußten nicht, daß sie ihn grüßten.

Beim Einlaß aber stand der Pförtner und sagte es ihnen, wie es wahr ist: „Unserm Doktor ist was passiert."

Durch die Säle kroch das Schweigen. Wie zu Zeiten drohenden Streiks, politischer Unruhen oder Unfallskatastrophen sah im Hof die Mittagspause schwarze Gruppen, dichtgeballt. Sie sagten sich's: „Unser Doktor ist tot."

Friedlich lag der unterdessen in seinem Sprechzimmer, aufgebahrt zwischen alten Möbeln, wie er gelebt und sich's gewünscht: in Werktagskleidern, dem braunen Rock, dem schwarzen Mäschchen, das die Frau Doktor ihm selbst genäht. In seinen weichen Hauspantoffeln, nur die Nase etwas wächsern und die Lider eingewelkt. Und wär' nicht das weiße Kissen gewesen und das steife Leichenlaken, so hätt' es beinah ausgesehen, daß gönne er sich ein Mittagsschläfchen, jetzt, da die Sprechstunde einmal ausfiel und Frau Doktor nicht hundertmal an die Tür laufen mußte, zu sagen: „Bitte! Geht nur hinein! (Ins Sprechzimmer.) Er ist schon drin." Ja, er war drin; aber niemand klopfte mehr; denn in allen Stadtquartieren wußten sie die Neuigkeit.

Nur die alte Margareth, zu der immer alles dreimal so lang braucht, weil sie kindisch ist und taub, nur die Margareth wußte's nicht. So stand sie draußen vor der Tür, putzte sich die Nase, klingelte, so lang und laut, wie es wohl nur Leute tun, die nichts hören.

Drinnen um den toten Doktor kniete die Frau und kniete die Magd, beteten ihn in die ewige Ruh. Fragend sahen sie sich an. So schellte die Margareth noch einmal.

In diesem Augenblick regte sich der ewige Doktor und seufzte: „Wenn man sich wirklich einmal hinlegt, schellt es bestimmt!" Und er — der nicht ahnte, daß er scheintot gewesen war — strich sich übers Haar, schob die Manschetten hinters Handgelenk, stützte sich auf und stellte sich auf, leibhaftig, daß den Frauen graute, und hatschte mitten durch sie hindurch auf den Flur zur Wohnungstür und sagte: „Macht mal wieder niemand auf?" Er nahm die Alte herein, die alte taube Margareth, die ein bißchen kindisch ist.

Da gewahrte er irgend etwas, das er nicht sogleich begriff. (Kinder, stöbert doch, wenn ich fort bin!) Alles starrte von Gerümpel. Er nahm die Margareth ins Wartezimmer.

„Nun, wo fehlts?" (Im Rücken wieder.) Und während, wie vor den Kopf geschlagen, die Frauen Sarg und Leuchter, Kranz und Blumenstöcke aus dem Zimmer schleiften, sprachlos, fraglos, ahnungslos, begann er seine Sprechstunde wie alle Tage vor und nach diesem rätselhaften Vorfall.

★

Das Gewehr.

Skizze von Emmy Kraetke-Rumpf.

Eilig betrat der Regisseur Fred Willmann das Zimmer des Direktors Wendt der F.A.G. „Gut, daß ich Dich allein treffe, ich habe eine Idee, eine Idee, die wird uns rausreißen."

Der gelangweilte Zug im Gesicht des Direktors schwand, neugierig sah er auf: „Na, schieß mal los, Fred!" Während Willmann, um die Spannung noch zu erhöhen, sich langsam eine Zigarette anzündete, schrillte der Fernsprecher. Der Direktor griff nach dem Hörer, und sein Gesicht bekam einen gequälten Ausdruck. „Also, der Film ‚Kameraden' kann so nicht gedreht werden. Ich muß erst mal mit dem Verfasser Rücksprache nehmen. Es fehlt, wie ich leider erst jetzt richtig erkenne, die unbedingt notwendige Bindung zwischen dem Kriegserlebnis und der Gegenwart. Ich kann Ihnen das augenblicklich nicht in der Eile auseinander setzen. Kollege Willmann wartet hier zu einer Besprechung auf mich. Jedenfalls sind die Proben aufzuschieben."

Der Regisseur hatte zustimmend genickt und erklärte, als der Direktor den Hörer auflegte: „Gerade wegen dieses Unglücksfilms der F.A.G. bin ich hier. Ich schlendere da so gestern durch die Bergstraße und sehe dicht bei der Post eine Menschenansammlung. Ganz gegen meine Gewohnheit trete ich näher. Ich kann noch nichts erkennen, da höre ich schon eine eigenartige Musik. Für Geige hielt ich es und war erstaunt über das künstlerische Spiel. Ich drängte mich etwas nach vorn und sah einen Menschen im feldgrauen Mantel, mit großem, klarem Gesicht, in das die Not ihre Linien gezeichnet hatte. Zwischen seinen Knien hielt er ein Gewehr, das er durch Saitenbespannung zu einer Art Cello umgebaut hatte. Ich nahm das Bild dieses Mannes ganz in mich auf. Ich könnte Dir sofort die Szene stellen. Und mit einem Mal, blitzartig kam mir der Gedanke: Das muß in unsern Film! Ich trat also auf den armen Künstler zu und bat ihn, mir in ein Kaffeehaus zu folgen, da ich Arbeit für ihn hätte. Er sah mich erst mißtrauisch an; die Sechser waren gerade reichlicher in seine Mütze geflossen. Aber er ging mit. Bei Kaffee und Zigarren wurde er gesprächig und erzählte die Geschichte des Gewehrs. In Masuren schlug er mit dem Kolben seinen jungen Leutnant aus einer Horde Russen heraus. Er hofft im stillen immer noch, den Geretteten, der sich für ihn verwenden wollte, irgendwo mal wiederzusehn. Wie der Mann erzählen konnte! Ich sah das alles vor mir. Erst dachte ich daran, ihn, der wirklich hoch künstlerisch spielt, im Tonfilmorchester bei uns unterzubringen; aber je länger ich mir sein im Gespräch belebtes Gesicht ansah, desto klarer wurde es mir: Der Mann muß sein Erlebnis spielen! Das wird etwas anderes als die ewig gleichen Masken unserer Prominenten, die jeder kennt."

Der Regisseur hatte sich so in Eifer geredet, daß er gar nicht merkte, wie Wendt die Augen mit der Hand bedeckte und scheinbar ganz abwesend war. Erst als eine Stille eintrat, fuhr der Direktor wie aus einem Traum auf: „In Masuren sagst Du? Mit dem Kolben...?" Die Finger glitten über die breite Narbe, die sich über die Stirn hinzog. „Sag mal, wie heißt der Mann?"

„Mack heißt er, und draußen im Vorzimmer wartet er." Damit war Willmann zur Tür hinaus.

Wendt stürmte ihm nach: „Werner Mack, der längst Totgeglaubte?"

„Jawohl, Herr Leutnant!" Das Cello-Gewehr schulternd, stand der Geiger da und konnte nicht verhindern, daß es ihm heiß in die Augen stieg.

Willmann, der sofort den Zusammenhang erfaßte, rief begeistert: „Kinder, jetzt haben wir auch den Schluß für unsern Film, und morgen fangen wir an zu drehen!"